

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4-5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Erzgebirge. Fernsprecher 23. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Nr. 253.

Donnerstag, 30. Oktober 1913.

8. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Das Kaiserpaar und die Königin von Griechenland trafen gestern in Athen zur Begrüßung des Herzogs Ernst August und seiner Gemahlin ein.

Der Bundesrat beginnt Ende dieser Woche die Beratungen über die Ausführungsbestimmungen zum Wehrbeitragsgesetz.

Im Reichsamte des Innern findet am 17. November eine Besprechung über die Abgrenzung von Fabrik und Handwerk statt.

Das Ministerium von Mecklenburg-Schwerin hat wegen der Ablehnung der Verfassungsfrage demissioniert.

Die deutsch-englischen Verhandlungen über kolonialpolitische Fragen werden binnen kurzem zu einem befriedigenden Abschluß gelangen.

Große Ueberschwemmungen haben in San Salvador ungeheueren Schaden angerichtet. Bisher zählt man 54 Todesopfer.

Stärker siehe an anderer Stelle.

Der Thronwechsel in Bayern.

Die Thronbesteigung des bayerischen Prinzregenten ist jetzt beschlossene Sache. Wenn Herr von Hertling wirklich, wie man ihm nachsagt, mit der Forderung einer erhöhten Zivilliste beabsichtigt, die Regelung der Königstages, die vor etwa dreißig Jahren, gleich nach dem Tode des Prinzregenten Luitpold, an dem Widerspruch eines Teiles des Zentrums gescheitert war, zu beschleunigen, so hat er diesen Zweck jetzt erreicht. Raum war die Vorlage über die Erhöhung der königlichen Apanlage erschienen, so wurde auch schon in der Presse, und zwar vor allem in der Zentrums-Presse, der Ruf nach einem Könige laut, der die erhöhten Repräsentationsgelder auch zu erhöhten Repräsentationspflichten ausnützen könne. Zwar winkte das führende Zentrumsblatt, der Bayerische Kurier, zunächst ziemlich unwirksam ab. Es herrschte eben unter den Zentrumsbauern des Oberlandes immer noch eine Stimmung, die in den Söhnen Maximilians II. unglückliche Opfer verwandtschaftlicher Intrigen sieht, die sich deshalb nur schwer davon überzeugen ließ, daß das Scheitern Königstages des geisteskranken Otto I. nicht gerade dazu beitragen würde, die Kraft des monarchischen Gedankens zu stärken. Daß nach zudem der

ihner sehr zuwider Preuße v. Hertling ganz offenkundig die Absetzung Ottos I. begünstigte, vermehrt noch die Schwierigkeiten, die vom Zentrum zu erwarten standen. Ein Versuch, diese Schwierigkeiten durch eine Umgehung des Landtages zu beseitigen, wurde von vornherein vereitelt durch den Münchner sozialdemokratischen Abgeordneten Adolf Müller. Dieser erzählte nämlich in einer öffentlichen Versammlung, daß vor gar nicht langer Zeit ein Gutachten des Justizministers den verfassungsmäßigen Weg und die Zustimmung der Landstände als Vorbedingung für den Thronwechsel hingestellt habe. Daraufhin sah sich die Regierung veranlaßt, das Gutachten in ihrem offiziellen Organ, der Bayerischen Staatszeitung, bekannt zu geben und damit zugleich ihren Willen, die Königsfrage mit Zustimmung der Volksversammlung zu lösen. Das ist ihr jetzt gelungen. Auch die feudalen Reichsräte, die Standesherren und Adelsgenossen der ersten Kammer, haben eingesehen, daß die Zeit gekommen ist, mit dem Legitimus ein Ende zu machen, der auch in einem Manne, der nie wie ein König handeln kann, den König machen könnte. Und jetzt tat das Ministerium den entscheidenden Schritt. Nachdem durch ein ärztliches Gutachten noch einmal die Unheilbarkeit des kranken Königs festgestellt war, wurde dem Landtag eine Vorlage unterbreitet, in der eine Ergänzung der Verfassung dahin ausgeprochen wird, daß bei einer unheilbaren Erkrankung des Trägers der Krone dem Regenten nach zehn Jahren die Macht zusteht, den Thron für erledigt zu erklären. Diese Ergänzung schafft für alle Zeiten die parlamentarische Sicherheit einer Absetzung eines regierungsunfähigen Königs. Es werden können und eben jetzt ergeben haben. Es wird ihr selbstverständlich rückwirkende Kraft verliehen und so steht es dem Prinzregenten Ludwig frei, da ja bereits 27 Jahre seit der Thronbesteigung des Kranken von Fürstentum verstorben sind, jederzeit den Thron für erledigt zu erklären und selbst als nächster Anwärter den Thron zu besteigen.

Heute unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Landtag dieser Ergänzung der Verfassung zustimmen wird und daß Prinzregent Ludwig nicht zögern wird, sie anzuwenden. Auch außerhalb Bayerns wird man es mit Genugtuung aufnehmen, daß nun endlich ein Zustand beseitigt wird, der allem gesunden menschlichen Empfinden widerspricht und der den Gegnern der Monarchie ein wirkungsvolles Angriffs-mittel bot. Diese Genugtuung wird noch verstärkt durch die Persönlichkeiten des neuen Königs. Der künftige König Ludwig III. galt ja als Prinz für einen Gefinnungsverwandten des Zentrums. Als er in Moskau bei der Krönung des in Deutschland aus dem Reich verbannten Kaisers geredet hatte, sofort Einspruch gegen diese falsche Auslegung der Reichsverfassung erhob, daß man in ihm einen blauweißen Partikularisten. Die eifrige Teilnahme, die seitdem dem König und späterer Prinzregent wirkungsvollen Fragen, vor allem dem Bau von Wasserstraßen, gewidmet hat, haben ihm verschiedentlich Gelegenheit gegeben, seine reichstreue Gesinnung zu bewähren.

Und seine warmherzige Bestrebte bei der Reichsfeier hundertfester fand auch da Zustimmung, wo sonst Fürstentum sehr scharf unter die Lupe genommen werden. Sein Eintreten für ein demokratisches Wahlrecht hat ihm das Lob Babels eingetragen, der prophezeite, daß eine Kaiserwahl in Deutschland die Wahl Ludwigs von Bayern ergeben würde. Und wenn auch das Ministerium Hertling scharf seinem Rate die Berufung verdankt, so hat sich doch der Prinz, seitdem er Regent des konfessionell gemischten Bayernlandes ist, von jeder schroffen Hervorhebung seiner katholischen Gesinnung zurückgehalten. Und daß er darin als König anders handeln werde, das ist nicht zu erwarten. Darum wird nicht Bayern allein, vielmehr das ganze deutsche Volk der Thronbesteigung Ludwigs III. mit dem Gefühl gegenüberstehen, daß der Erlaß des unglücklichen Otto I. durch einen Mann von besten Grundzügen und energischem Willen hervorgerufen wurde. Der Kranke des Schlosses Fürstentum, der, seitdem er als Leutnant bei den Leibern mit nach Frankreich zog, in geistiger Nacht dahingeliegt, wird dabei keine Kränkung erfahren, der monarchische Gedanke aber eine Stärkung.

Deutschlands Export nach Amerika

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

Die Frage, wie die amerikanischen Zolltarifmaßnahmen auf den deutschen Ausfuhrhandel wirken werden, wird jetzt eifrig in allen Blättern diskutiert. Man hat das deutsche Gefühl, daß die amerikanische Tarifreform manche Veränderungen im Weltmarkt nach sich ziehen werde, es ist aber noch nicht leicht zu erkennen, in welcher Richtung diese Veränderungen vor sich gehen können. Die Amerikaner selbst haben den Mut zu ihren Zollermäßigungen gefunden, weil sie ihrer eigenen Industrie die volle Konkurrenzfähigkeit mit der ausländischen zutrauen. Man würde daraus den Schluß ziehen, daß auch unser deutscher Export trotz der Zollermäßigungen nicht viel gegen die amerikanische Konkurrenz ausrichten werde. In diesem Sinne meinten sich manche pessimistischen Stimmen zum Wort. Sie wünnen außerdem noch darauf hinweisen, daß die Zolltarifreduktionen nur ein Wehrgelde die Fut der fremdländischen Konkurrenz bedeuten. Wird dieses ein wenig geöffnet, so gibt es dahinter noch manches andere, das durch entsprechende Erhöhung einen Ausgleich schaffen könnte. Hier ist insbesondere an die Tarif der verschiedenen Eisenbahnstrassen zu erinnern. Fremde Güter, die nicht gleich mit der amerikanischen Rüste auf Absatz rechnen, können auf dem Bahntransport ins Innere durch Benachteiligung bei den Frachtpreisen noch stark gehemmt werden. Das wird umso mehr gefühlbar, als bekanntlich die amerikanischen Eisenbahnen nicht nur in den Händen der Privatkapitalisten, sondern geradezu in den Händen der industriellen Konkurrenz sind. Für diejenigen Güter, welche bloß auf die Küsten spekulieren, könnte der sogenannte Flaggengoll verhängnisvoll werden, welcher allen nicht amerikanischen Schiffen auferlegt werden soll. Er hat ja freilich — man hörte fast sagen glücklicherweise — so weittragende und verwickelte Konsequenzen, daß er sich nicht so

Die Martinsgans.

Humoreske von M. Trott.

Heinrich Tintenbart hatte soeben seine Morgentoilette beendet, als die erste Morgenpost gebracht wurde. Mit einem vorliegenden Lächeln nahm er aus der Hand des grinsenden Postjägers ein ganzes Paket voller Briefe entgegen. Ohne weiter einen Blick darauf zu werfen, schleuderte er diese grauen, weißen und blauen Briefe auf den Tisch, er kannte ihren Inhalt ja zu genau. Lauter Manuskripte, lauter Lyrik, die da immer mit rührender Wankelmut sich wieder bei ihm nistete, da die Redaktionen mit Material reichlich versehen seien. Das ging Heinrich Tintenbart nun schon fast drei Jahre so. Er hatte geglaubt, bald ein bedeutender Dichter zu sein, er fand seine Gedichte entzückend; leider teilten die Redaktionen seine Meinung nicht, und da Heinrich Tintenbart nur über ein kleines Kapital, das er von seinen Eltern geerbt hatte, verfügen konnte, da ferner sein Beruf ihm fast gar nichts einbrachte, so waren die wenigen Mittel bald erschöpft, und zurzeit besaß der Dichter nur noch wenige Mark. Was dann werden sollte, das wußte er freilich nicht. Er wäre verzweifelt, wenn ihm nicht eine schöne Hoffnung aufrechtgehalten hätte. Auf einem Fest hatte er die reizende Tochter eines Großkaufmanns kennen gelernt, die sich lebhaft für den jungen Dichter interessierte. Sie schwärmte für seine Gedichte, schwärmte für seine kampfbonden Loden und schien wirklich eine kleine Reizung für ihn zu empfinden. Heinrich Tintenbart war seinerseits von dem Mädchen entzückt und hatte ihr schon einige Male ganz leise von seiner großen Reizung gesprochen. Ellen hatte ihn errötend angehört, und der Dichter dachte allen Ernstes daran das reiche, schöne Mädchen als Gattin heimzuführen. Ihr Vater sagte sich immer dem Willen des einzigen Kindes, und so schien das Spiel recht leicht. Wenn er erst — so meinte Heinrich Tintenbart — größere Mittel in Händen

hätte, dann würde er händeweise seine Gedichte herausgeben, und dann würden auch Anerkennung, Ruhm, Geld nicht ausbleiben.

Da lagen sie nun, seine schönen Gedichte, keiner wollte sie haben, niemand druckte sie, und Ellen, seine kleine Ellen fand sie doch auch alle so entzückend. John ging er die Umschläge auseinander, sechs — sieben — acht — hielt — da — das war kein Manuskript. Sollte wirklich jemand etwas akzeptiert haben? Rasch entfernte er die Umhüllung. Ah, richtig, morgen war ja Marti's Tag, das war eine Einladung seines Freundes zu einem Martinsgänschen. Der gute Junge. Er hatte auch nichts, aber alljährlich sandte ihm eine alte Tante zu Marti eine gebratene Gans, die er mit seinem Freunde gemeinsam verzehrte. Selbstverständlich wollte Heinrich Tintenbart dem Freunde morgen helfen, den Gänsebraten zu verzehren, da konnte man sich wieder einmal so recht nach Herzenslust sattessen, ohne daß es etwas kostete. — Doch, da — da war noch ein Brief, ein kleines, rotfarbnes, duftendes Briefchen. Ellens Handschrift! Leuchtenden Auges las er die wenigen Zeilen. Geschrieben, lieber Herr Tintenbart! Wir bitten Sie recht sehr, morgen abend um 8 Uhr unser Gast zu sein. Es ist weiter niemand da, nur Sie allein. Papa kommt erst um 8 Uhr aus dem Bureau, bis acht Uhr ist ganz allein zu Haus, vielleicht kommen Sie schon um 7/8 Uhr und bringen einige Ihrer Gedichte mit. Bitte, geben Sie Nachricht, ob Sie kommen. Ihre Ellen Heimemann. — Frohlockend schwenkte Heinrich Tintenbart den Brief in der Hand. Morgen, morgen sollte es sich entscheiden. Er würde ihr seine schönsten Liebesgedichte vorlesen und dann — sie waren allein — dann wollte er sie in seine Arme nehmen, und dann konnte man, wenn der Papa um 8 Uhr aus seinem Bureau kam, gleich die Besprechung feiern. Der gute Gänsebraten, den er mittags bei seinem Freunde verzehrt hatte, sollte ihm gute Laune machen, dann dürfte alles glatt gehen. Er wollte das süße Mädchen nicht länger warten lassen, er wollte ihr sofort antworten, ihr und auch dem Freunde. Und Heinrichs Feder

raute über das Papier, und bald war die Arbeit vollendet. Gehobenen Kopfes eilte er selbst zum Briefkasten, um die Briefe einzuworfen. —

Wohlgemut drehte sich Heinrich Tintenbart vor dem Spiegel hin und her. Seine Toilette für Mittagessen, Tête-à-tête mit der kleinen Ellen und Verlobungsfeier war beendet. Der schwarze Rock machte noch einen ganz guten Eindruck, er konnte sich ruhig darin noch sehen lassen. Wenn er erst offiziell verlobt war, dann hatte er sicherlich überall Kredit und konnte sich die schönsten und modernsten Sachen anfertigen lassen. Aber jetzt, jetzt mußte es eben noch so gehen. Nun nur rasch die Loden in geistliche Unordnung gebracht, dann konnte man sich auf den Weg machen, um die Martinsgans zu verzeihen. In Erwartung der kommenden Genüsse hatte der Dichter die geliebte Abendmahlzeit ausfallen lassen und verspürte nun in der Magenregion eine arge Leere. Aber gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen, klopfte es, und ein Dienstmann überreichte ihm ein kleines Paket. Ein Paket zu bekommen, das war für Heinrich Tintenbart etwas ganz Besonderes, und so legte er Hut und Handschuhe noch einmal weg, um erst nachgucken, was man ihm da schickte. In diesem Papier eingeschlagen kam eine halbe gebratene Gans zum Vorschein. Entsetzt betrachtete der Dichter das Präsent. Wer konnte ihm wohl heute zu Marti eine Gans schicken! Rasch öffnete er den beistehenden Brief — er kam von seinem Freunde, der ihn heute zu der Gans eingeladen hatte. Der schrieb: Lieber Heinrich! Du scheinst mir ein rechter Egoist geworden zu sein. Ich nehme an, daß Dein Brief nicht ernst gemeint war, schließlich aber doch, daß Du wirklich die Gans für Dich allein beanspruchst und von niemandem gestört zu werden hoffst. Ganz schlaue bin ich aus den Zeiten nicht geworden, denn warum Du der gebratene Gans Deine Gedichte vorlesen willst, verstehe ich nicht. Da ich nun auch gern etwas von der Gans haben möchte, habe ich sie brüderlich geschnitten und sende Dir die eine Hälfte zu. Daß sie Dir gut schmecken, herabsetzt Dein Paul. — Heinrich schüttelte den Kopf. Das verstand